

Von Schweizer Theatern [Fortsetzung]

Autor(en): **Gessler, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573273>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

lichen, Jahre hindurch währenden Prozeß bewirkt die Feuerbestattung in kürzester Zeit in der denkbar reinlichsten Weise die unausbleibliche Auflösung. — Unter diesen Eindrücken wird der gemüthvolle Dichter Kosegger gestanden haben, als er das prächtige Wort schrieb:

„Nicht eke Würmer soll mein Leib einst nähren,
Die reine Flamme nur soll ihn verzehren;
Ich liebte stets die Wärme und das Licht:
Darum verbrennet mich, begrabt mich nicht!“

Emil Dünner, St. Gallen.

III. Von Schweizer Theatern.

Nachdruck verboten.

III. Dr. Arnold Otts „St. Helena“.

Mit Abbildung.

Am 8. Februar 1903 ist am Basler Stadttheater „St. Helena“, das neueste Drama unseres schweizerischen Dichters Dr. Arnold Otts, mit Erfolg erstmals aufgeführt worden. Sein Held ist Napoleon, sein spezieller Stoff des großen Korsen Leidenszeit und Sterben auf der einsamen Felseninsel im atlantischen Ozean.

Daß Napoleon als dichterisches Sujet seit langem schon in Arnold Otts Seele stand, wissen wir aus des Dichters eigenem Munde. An einem wunderschönen Frühlingsnachmittag saßen wir einst mit ihm im grünen Schloßgarten zu Bottmingen; da kam das Gespräch auf Napoleon, und während vorher Dr. Ott ganz ruhig gewesen war, leuchtete es plötzlich in seinen hellen Augen, und mit dem prachtvollen Pathos seiner tiefsten Empfindung begann er einen Dithyrambus auf den Helden, vor dessen Größe sich schon Goethe gebeugt habe und der überhaupt keinen poetisch empfindenden Menschen gleichgültig lasse. Er habe, fuhr Dr. Ott dann fort, Napoleon in einem Epos darzustellen angefangen; jedenfalls werde er ihm über kurz oder lang öffentlich seine poetische Huldigung darbringen.

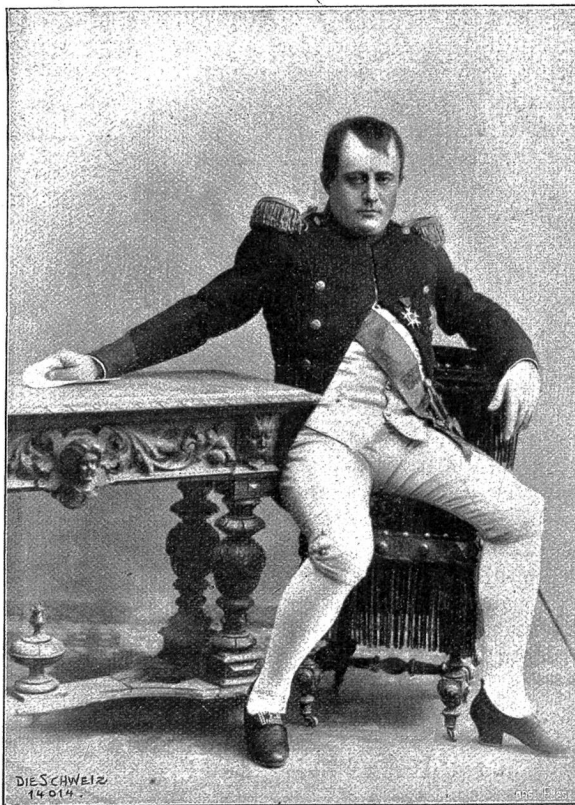
Was wir da erzählen, hat sich vor etwa fünf Jahren begeben. Seither ist nun das Buch von Lord Rosebery erschienen: „Napoleon I. am Schlusse seines Lebens“, ein Werk von unparteiischer Sachlichkeit, ein Buch, in dem der ehemalige englische Ministerpräsident seinem Volke über die Regierung von 1815—1821 Wahrheiten sagt, die zum Unangenehmsten gehören dürften, was je ein Engländer zu Engländern geredet hat. Napoleons Leben auf St. Helena wird in diesem Buche bis in die kleinsten Details erzählt; alle Quellen der Geschichte jener traurigen Jahre werden aufs gewissenhafteste nachgeprüft, das Wahre vom Falschen, das Sichere vom Tendenziosen reinlich getrennt, und das Resultat ist erstens ein geradezu vernichtendes Urteil über Englands Benehmen gegen seinen Gefangenen, zweitens eine Charakteristik Napoleons, die diesen in keiner Weise klein erscheinen läßt; im Gegenteile, wir sehen, wie der große Einsame, der Uebermensch, in der Schule des Unglücks nach und nach mild wird; in dem einst so starren Gesicht des Imperators zeigen sich Züge, die ein Herz erkennen lassen.

Diese deutliche Wandlung des Großen dürfte den Dichter besonders angezogen und ihn schließlich dazu veranlaßt haben, das Epos aufzugeben und die innere Tragödie zu schreiben, die im Leben Napoleons „St. Helena“ heißt.

„Die innere Tragödie“ sagen wir; denn äußerlich konnte das kein stark bewegtes Drama werden, was

sich in den paar Zimmern auf Longwood, höchstens etwa noch in der nächsten Umgebung des von Hudson Lowe aufs schärfste bewachten Landhauses abgespielt hat. Der Dichter verzichtete also im vornherein auf alle äußern Effekte. Aber er mochte sich sagen: Um Napoleons ganze Lebenstragödie darzustellen, ist noch die Zeit nicht da; auch dürfte das kaum in einem einzigen Drama möglich sein. Da wird einmal ein ganz Großer etwa eine Trilogie, ein würdiges Gegenstück zu „Wallenstein“, schreiben müssen. Und Dr. Ott beschied sich und gab von dieser Trilogie, die einmal Napoleons Aufstieg, Glück und Ende behandeln wird, den letzten Teil, vielleicht nur den Schluß des letzten Teiles.

Ist ihm dies gelungen? Wir sagen ruhig „Ja“. Wir kennen Roseberys Buch, wir kennen Otts Drama und finden, daß der Dichter wirklich dazu gelangt ist, das Tatsächliche, das im historischen Bericht naturgemäß etwas trocken und in langer Zerdehnung gegeben wird, zu konzentrieren, die Lebensäußerungen Napoleons, die da verzeichnet sind, so zusammenzufassen, daß eine



Friedrich Hagen als Napoleon in Dr. Arnold Otts „St. Helena“.

Gestalt von Fleisch und Blut daraus wurde, die uns nicht nur interessiert, weil sie der Heros eines Jahrhunderts, weil sie Napoleon, sondern auch weil sie — ein Mensch ist, von dessen Denken und Empfinden wir im eigenen Herzen ein Echo vernehmen. Wir haben darum an anderer Stelle*) Dr. Otts „St. Helena“ eine Tat, eine künstlerische Tat über das Rosebergsche Buch hinaus, genannt. Diese Tat besteht auch darin, daß Dr. Ott aus den vielen andern Details in Rosebergs Werk, d. h. aus dessen authentischen Mitteilungen über Napoleons Umgebung, z. B. über den Verkehr des Gefangenen mit englischen Damen, nicht zuletzt über den schrecklichen Hudson Lowe, für sein Drama ein Milieu geschaffen hat, das an kräftiger Zeichnung, mit einem Wort an „Leben“ kaum etwas zu wünschen übrig läßt.

Werfen wir nun schnell einen Blick auf den innern Gehalt des Dramas selbst. In den beiden ersten Akten ist Napoleon noch der Kaiser, der Gewaltige. Er wie seine Umgebung hoffen noch eine Rückkehr wie die von Elba. Er ist der Uebermensch, der große Egoist, der alles nur nach dem beurteilt, was ihm nützt; er hat darum keine Freunde; die ihm gefolgt sind, suchen, wie er glaubt, nur ihren eigenen Nutzen. Er fängt an, seine Memoiren zu diktieren, ein stolzes Werk. Im dritten Akt kommt die Wandlung; er wird Mensch, innerlich wenigstens; äußerlich wahrt er noch immer die Majestät und hält streng auf die Erfüllung der Hofetikette. Aber er hat doch schon einmal zu Bertrand gesagt: „Jetzt, dank meinem Unglück, kann man mich ganz nackt sehen, wie ich wirklich bin.“ Im vierten Akt ist er gebrochen, krank; sein Selbstgefühl ist geschwunden. Er macht sein Testament, das berühmte Testament mit den Worten: „Ich will, daß meine Asche an den Ufern der Seine ruhe, inmitten des französischen Volkes, das ich so sehr geliebt habe“ u. s. w. Dann folgt ein Diner mit seinen Getreuen und ihren Angehörigen. Er verlobt zwei ihrer Kinder miteinander. Darauf liest er, voll lautlosen Kummers über die Treulosigkeit seiner Gattin Marie-Bouise, ein Stück aus der Odysee vor, eine der herrlichen Stellen, wo die Sehnsucht edelsten Ausdruck gewinnt. — Da wandelt ihn eine Ohnmacht an; man steht, es geht zu Ende. Auf diesen herzbeweglichen vierten Akt folgt der ganz kurze letzte — Napoleons Tod. Der Priester betet für ihn; dann wirft der Kranke in einem letzten Sturme seiner Energie die Wandschirme vor seinem Bett um; man bringt ihn aufs Lager zurück; er stirbt.

Wie schon angedeutet, ist um diese ebenso tiefgefaßte wie wahrheitsgetreue Entwicklung Napoleons herum geschickt die Handlung gelegt. Napoleons Freundlichkeit gegen Damen, speziell gegen die reizende Betsy Balcombe, das Sonnenscheinchen seines Daseins, dann sein Verhältnis zu seinen Begleitern, dem treuen Bertrand, dem höfischen Montholon, dem leidenschaftlichen Gourgaud, des letztern Eifersucht gegen die andern, Gourgauds unglückliche Liebe zu Miß Laura Wilks, die Anhänglichkeit englischer Soldaten an Napoleon, die Ränke Hudson Lowes . . . all das und anderes ist geschickt verwendet und gibt Leben um Napoleon herum. Leben — nicht „Effekt“ im theatralischen Sinne. Auf solchen ist völlig verzichtet,

ja es muß als eine besondere Eigenart dieses jüngsten Dramas von Dr. Ott hervorgehoben werden, daß der Verfasser hier ganz schlicht geblieben ist, in gedämpften Tönen malt und nur die Sprache des täglichen Umgangs in St. Helena, wie er sie aus Rosebergs Buch kannte, verwendet hat. Nur an ein paar Stellen erhöht sie sich zur pathetischen Rede, nämlich wo sie gegen die Engländer grollt oder wo Gourgaud, der Hitzkopf, sich ereifert. Eine einzige Szene ist drastisch gefärbt, die der Konsultation zwischen den beiden Mediziner-Ignoranten Dr. Arnott und Dr. Antommarchi. Da hat Dr. Ott nicht nur die durch Rosebery bezeugte tatsächliche Dummheit der Ärzte des sterbenden Napoleon geißelt, sondern er hat da wohl auch gewissen Herren seiner Zunft etwas ins Stammbuch schreiben wollen.

Das Stück ist also eine Charaktertragödie und ist als solche gewiß von Bedeutung, wenn wir auch zugestehen wollen, daß es nicht in allen Punkten poetisch voll geworden ist. Ein rein äußerlicher, leicht auszumerkender Mangel oder besser: ein störendes Zuviel soll hier nicht unerwähnt bleiben. Dr. Ott braucht manchmal mitten im Dialog französische Ausdrücke: Gourgaud, der sonst etwa von dem ihn väterlich am Ohr läppchen zupfendenden Kaiser „Schlingel“ genannt wird, heißt plötzlich «mon petit polisson», die schönen Damen Montholon und Bertrand werden auf einmal als «belles dames» angeredet, und ein grobes Wort, dessen sich, wie Rosebery erzählt, Napoleon über den Marquis Leon de Montchenu, den Kommissär Ludwigs XVIII., erlaubt hat, wird zu einem zeilenlangen völlig französischen Wortspiel zwischen Lion und äne verwendet. Das sind von jenen unangenehmen Stilwidrigkeiten, von denen Gottfried Keller, grob, aber wahr, einmal gesagt hat: „Je geistreicher dergleichen klingt, um so energischer stört es die Einheitlichkeit des Kunstwerkes.“ Hoffentlich werden bei einer Drucklegung des Werkes diese Stellen weggelassen.

Dr. Ott ist natürlich nicht der erste, der Napoleon poetisch behandelt hat; wir dürfen aber getrost sagen, daß sein Drama die meisten andern Napoleon-Stücke überragt, so die „Josephine Bonaparte“ von K. A. Heigel, so „Bei dem Befiegten“ von Richard Wolf, so „Schicksal“ von Karl Bleibtreu, so auch die Napoleon-Episoden in Sardous „Madame Sans-gêne“; einzig Grabbes „Napoleon oder die hundert Tage“, ein Werk, das in seinen ersten Akten von großartig genialer Konzeption ist, vermögen wir über Otts „St. Helena“ zu stellen.

Ob das Stück auf deutschen Bühnen Anklang finden wird? Wenn ein großer Schauspieler wie etwa Ernst Boffart, für den seinerzeit Heigel auf König Ludwigs II. Wunsch die „Josephine“ geschrieben hatte, sich der Hauptrolle annimmt, ja; denn diese ist sehr schwer zu spielen. In Basel allerdings hat sie in Herrn Friedrich Hagen, dem tüchtigen Charakterdarsteller der Bühne, einen in Person, Haltung, Maske, Stimme, Gesten, überhaupt in der ganzen Auffassung vortrefflichen Interpreten gefunden, sodaß der sehr warme Empfang, der dem Drama zuteil geworden ist, einestheils auch Herrn Hagen gegolten hat. Wie wir hören, wird das Stück ins Französische übersetzt; hoffentlich wird ihm auch in dieser Gestalt ein Erfolg beschieden sein.

*) Basler „Nationalzeitung“ vom 10. Februar 1903.



„Räbespiel“

Cufchzeichnung von Heinrich Frendweiler, Zürich (1755—1795)
Original in der Kupferfichsammlung der Polytechnifchen Schule.

